

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.  
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.  
(Fortsetzung.)

Und dann bekam sie mit einem Schlage so unermesslich viel zu tun, daß ihr für fruchtloses Grübeln nicht die geringste Muße mehr blieb.

Hans hatte ihr nicht auf die wenigen, steif-Angeschickten Zeilen geantwortet, die ihre kostbare Kranzspende begleiteten. Das war ihr recht so — sie erwartete keinerlei Dank — sie hätte auch gar nicht gewußt, was er ihr, was sie ihm nun noch in aller Welt schreiben sollte. Die hohe, schwarze Mauer seines Unglücks redete sich unübersehbar zwischen ihnen auf. Er brauchte ja seine Freunde nicht mehr — auch Philipp, der ihr öfters einen fröhlichen Gruß, einen lieben Plauderbrief sandte, wußte nur durch seinen Reffen, wie es in Hans Imhoffs Hause stand. Und es war herzlich wenig, was der junge Mann zu berichten wußte: Herr Imhoff lebe ganz still für sich — er schiene viel zu arbeiten — man träse ihn fast nur auf einsamen Spaziergängen — er scheine körperlich wohlhaft zu sein und sähe ein wenig abgearbeitet und müde, sonst aber gesund aus. Und das Kind gediehe prächtig — die alte Liese überzeuge sich manchmal davon. Das war alles, was die treuen Freunde erfuhren — fünf lange, ewig lange Monate hindurch.

Dann endlich — September — legte der Postbote einen jener wohlbekannten, länglichen, heimlich trotz aller Vernunftgründe so bitterlich vermischten Briefumschläge in Marias Hände.

Es geschah am Sedantage; draußen flatterten bunte Fahnen gegen den blaßblauen Himmel und Marias Seele hißte eine wundervolle Freudensalge.

Er hatte sich von selbst wieder auf sie besonnen — er wußte wieder, daß er noch treue Freunde besaß.

Sie flüchtete mit ihrem kostbaren Schätze in das winzige, nach dem Hof zu gelegene Stübchen, das sie als Schreib- und Arbeitszimmer benutzte. Niegelte hinter sich zu, riß in freudiger Hast den Brief auf —

Und saß dann doch, mit dem offenen Schreiben in der Hand, ohne zu lesen, in unphlogischer, bellemmender Wartlosigkeit.

Was würde er ihr zu sagen haben? Würde er die ganze Wucht seines Jammers vor ihr ausschütten? Oder würde er in stolzer Verschlossenheit ihr hungriges Herz mit ein paar Brosamen kärglich-kalter Dankesworte befriedigen wollen?

Sie wußte nicht, was von beiden sie am meisten fürchten sollte. Und las schließlich doch, alle Kraft zusammenfassend; aber die Freude war fort. Bis sie die ersten Zeilen mit starren Augen, fliegendem Atem entziffert — dann war die Freude überwältigend reich wieder da —

Er schrieb: „Liebe Marie!

Deut' komme ich mit einer riesengroßen Bitte zu Dir. Ich weiß mir nämlich absolut nicht mehr zu helfen, und da bin ich in meiner Kopflosigkeit schließlich auf Dich, treue Seele, verfallen und bitte Dich im Vertrauen auf unsere alte Freundschaft um Deinen Rat, Deinen Beistand. —

Denke bloß: Meine dicke Miele hat das Heiraten bekommen! Eine unheilbare Krankheit, gegen die kein Kraut zu wachsen scheint. Der Erwählte ihres Herzens — ein verlassener, rothaariger Tischlermeister — besteht auf baldigen Abschluß des für ihn jedenfalls vorteilhafteren Bündnisses: er ist Witwer mit fünf unerzogenen Mägen. Miele hat mir also heute früh zum 1. Oktober gekündigt. Ihre Schwester, die brave Pflegerin meines Bubens, und ich selber haben zwei Stunden lang vergebens versucht, sie ihrem unheilvollen Entschlusse abspenstig zu machen. Sie ist festgeblieben, wenn auch unter Tränenströmen. Augenblicklich setzt sie die Küche unter Wasser, nachdem ich sie hinausgeschickt habe, um an Dich schreiben zu können.

„Was soll ich tun?“ „Wat kann Gener dorbi dauhn?“ fragt unser Landsmann Jung Jochen.

Ich kenne hier kaum einen Menschen — Phipp ist in Venedig — seine alte Liese, zu der ich gleich Hals über Kopf rannte, weiß für den Winter wenigstens keinen Ersatz. Zum Frühjahr wär's möglich, daß sie mir jemand verschaffen könnte. —

Aber ich kann den Winter über nicht mehr hierbleiben, Marie! Meine Arbeit dieses Sommers ist fertig. Und geworden — geworden, Marie! Du sollst auch mit ihr zufrieden sein. Aber nun muß ich hinaus! Man fängt die Einsamkeit, meine treue Helferin bei der Arbeit, an, mich zu belästigen. — So undankbar ist der Mensch. Ich will fort — Neues sehen, in mich aufnehmen, empfinden — leben mit einem Worte! Ich habe bereits an Phipp noch geschrieben, daß er mich in Venedig erwarten soll, — sein Reffe füllt seinen Posten zur völligen Zufriedenheit aus — Phipp und ich, wir wollen zusammen reisen diesen Winter — bis nach Aegypten soll's gehen. —

Aber das Haus gehört noch dies und das künftige Jahr mir. Ich kann's nicht aufgeben, schon um des Kindes willen. Mielas Schwester ist die treueste, liebevollste Wärterin. Auch darüber hinaus reichen ihre Leistungen und Geisteskräfte nicht — Du verstehst nun, was ich brauche, nicht wahr? Ich suche nicht so eine einfache Küchenfee, sondern eine Art Wirtschafterin, eine Vertrauensperson, der ich Haus und Kind und alles übergeben kann, bevor ich weggehe.

Und da meine ich nun, in Berlin findet sich so was eher als hier. Und ich meine ferner, daß Du mir gewiß gern behilflich sein wirst, ein derartiges Wesen auszugraben. Es gibt doch wohl Bureaus für so was, nicht wahr? Du erkundigst Dich gewiß einmal und schreibst mir, ob Du was gefunden hast. Ich gebe alles blindlings in Deine Hände.

Hertzliche Grüße von Deinem  
alten Hans Imhoff.“

Gab's solche Seligkeit noch 'mal auf Erden? Er hatte sich ihrer erinnert, er schrieb an sie, er kam vertrauensvoll mit seinen Nöten und Sorgen zu ihr. — Und wenn's auch geschah, weil seine Köchin ihm gekündigt hatte — der Grund blieb gänzlich Nebenache. Das Beglückende lag eben in seiner Bitte an sie. — Sie durfte ihm helfen, er brauchte sie! Freudentränen stürzten aus ihren Augen — Pechmarie war ein sehr glücklicher Mensch an diesem gesegneten Sebankstage. —

Wer bald schalt sie sich, daß sie egoistisch der eigenen Freude nachging, statt seiner Sorgen zu gedenken. Sie mußte vor allen Dingen seinen Wunsch zu erfüllen suchen, die treue Menschenseele für ihn finden, der er sein Kind und sein verlassenes, Ides Heim getrost anvertrauen durfte. —

Es klopfte an die Tür ihres Zufluchtsortes. Sie rief „Herein!“ und befand sich erst bei dem ungeduldbigen Klopfen, daß sie ja vorhin hinter sich abgelegt hatte. Weise vor sich hin lachend ob ihrer Gedankenlosigkeit ging sie eiligst öffen. Und das frohe Licht wich nicht aus ihrem Gesicht, trotzdem die alte Kamille nun als böse Taube in Person hereinschoß und eine zornbebende Anklage gegen die Menschheit im allgemeinen und den Fleischer im besonderen erhob.

Marie ließ sie eine ganze Weile reden, ohne auch nur einen einzigen Satz zu verstehen. Sie stand ganz still vor der wild mit Händen, Augen und Worten Herumfahrenden und bläute ihr mit sanftem, liebevollem Lächeln in das gerötete Gesicht.

„Und dann hab' ich dem Kerl die Halskeule einfach wieder mitgegeben!“ schloß Kamille triumphierend.

Das war das erste, was Marie deutlich verstand. Sie nahm die zuckende Rechte der Alten und streichelte sie.

„Reg dich nicht so auf, mein Willäsen!“ bat sie fast zärtlich. „Er wird nun gewiß eine bessere bringen!“

„Das will ich ihm sehr geraten haben!“ fauchte Wille, und ihr Blick weisagte furchtbare Dinge. —

Sie wandte sich der Tür zu. Marie rief sie nach kurzem Ueberlegen zurück.

„Wille!“ sagte sie zögernd — das Herz klopfte ihr plöylich so stark dabei — „Wille — ich möchte dich etwas fragen! Würdest du — würdest du mir etwas sehr, sehr Großes zu Liebe tun mögen? Etwas ganz Großes, weißt du?“

Wille sah sie schief an.

„Dumme Frage! —“ knurrte sie. „Was willst du denn schon wieder?“

Marie mußte auflachen. Aber ihr ward gleich wieder sehr ernst, ja bange zumute.

„Ich hab' nämlich — ich hab' eben einen Brief von Hans Imhoff bekommen.“ fuhr sie in gleicher Unsicherheit fort. — Sie sah die Alte dabei nicht an. Sonst hätte sie am Ende bemerkt, wie Wille die Ohren spitze. Es war förmlich sichtbar!

„Bon — Hans Imhoff —“ wiederholte Wille in atemloser Spannung.

„Ja. Einen furchtbar netten, lieben Brief. Und er bittet mich — Wille, könntest du dich entschließen — zu ihm zu gehen? Ihm sein Haus zu verwalten, während er verreist ist? Sieh', er ist in großer Unruhe und Sorge — er braucht notwendig jemand, dem er die Oberaufsicht über Hans und Kind und Amme anvertrauen kann —“

Marie erzählte noch eine ganze Weile so fort, immer mit niedergeschlagenen Augen, in stehendem Ton, froh, daß die Alte wenigstens nicht gleich heftig widersprach, immer auf einen Zornesausbruch von ihr gefaßt. —

Und weil sie so sehr und ängstlich fortsah, konnte sie eben nicht sehen, wie sich über das runzlige Gesicht von ihr der ganze Sonnenschein des Septemberhimmels draußen breitete. — Und sie erschrak förmlich, als sie nun endlich stillschwieg, weil nichts mehr zu Ueberredendes zu sagen blieb — und fast schüchtern aufsaß — und Wille zuerst sprach. —

„Wann muß ich denn da sein?“ fragte Wille unbeschreiblich müd.

„O, Wille! Du — du willst!“ rief Marie glücküberwältigt.

Und sie fiel der Alten um den Hals und weinte fast abermals vor Freude.

Wille blieb völlig kühl und sachgemäß:

„Wenn's nämlich noch ein paar Tage Zeit hätte, wär's mir lieber.“ erklärte sie gefühllos. „Wegen der großen Wäsche — die schafft' ich lieber erst völlig beiseite. Und dann mußt du auch noch ein paar Dienstmädels haben — mit der

Kleinen allein kriegst du das nicht fertig. So gut sie sich auch macht. Wer von dem Kochen versteht sie noch so gut wie gar nichts.“

„Die Küche wollte ich dann selbst übernehmen.“ warf Marie demütig ein. „Weinst du nicht, daß das ginge? Mit einem einfachen Küchenmädchen, die mir bei den groben Arbeiten zur Hand geht? Eine teure, perfekte Köchin möchte ich jetzt nicht mieten — unser Haushalt kostet so schon so viel.“

„Das weiß der liebe Himmel! Wenn dir das Beste immer nur gerade gut genug is für die Bande!“ Wille hegte eine tiefe Verachtung für die Pensionäre ihrer jungen Herrin. „Und die faule Trine — die Stilling — könntest du auch ein bißchen anstellen, damit sie dir wenigstens etwas hilft!“ fügte sie giftig hinzu. Ihre ehemalige Borliebe für diese Dame hatte sich bei näherer Bekanntschaft „in gährend Drachengift verwandelt“.

„Ja, da hast du recht — mit Meta Stilling muß ich auch einmal reden!“ sagte Marie gedankenvoll, und zum ersten Male senkte sich wieder ein Schatten über ihre helle Stirn.

Fräulein Meta Stilling befand sich nur noch allein im trauten Heim ihrer Nachfolgerin — Fiddi Moll war fort — Marie hatte sie eines Abends, als sie mit der heimatlichen Kreisärztochter und zwei anderen jüngeren Pensionärinnen frühzeitig von einem verregneten Ausflug heimkehrte, in sehr fragwürdiger Herrengesellschaft im gemeinsamen Salon angetroffen, daß eine Trennung unvermeidlich blieb, wollte Marie nicht den Ruf ihres ganzen Unternehmens aufs Spiel setzen. — Die kleine Schauspielerin war sang- und klanglos verschwunden — weniger niedergeschmettert, als Marie erwartet hatte — sie mochte an derartige Zufälligkeiten gewöhnt sein — das einzige Andenken, was sie hinterließ, waren verschiedene unbezahlte Rechnungen.

Marie hatte vorausgesehen, daß Fräulein Meta Stilling freiwillig das Schicksal ihrer Herzensfreundin teilen würde. Aber auch darin hatte sie sich getäuscht. Fräulein Stilling, die nicht mit zu der verunglückten Landpartie gehört hatte, erschien am nächsten Morgen unmittelbar nach Fiddi Molls unfreiwilligem Abgang ruhig und würdevoll vor Marie:

„Ich bedauere Sie, daß Sie derartiges erleben mußten!“ erklärte sie erhaben. „Aber ich habe dieser Person eigentlich nie besseres zugebraut.“

„Ich denke, sie war Ihre Freundin!“ rief Marie.

Die andere nickte unerschüttert.

„Früher vielleicht. Aber jetzt habe ich ihr sofort erklärt: „Mein Freund kannst du nicht länger sein“ — wir sind für ewige Zeiten geschieden. — Ich komme nur, um zu fragen, ob ich jetzt nicht besser in das leergetordene Zimmer umziehe? Es ist kühler und ruhiger!“

Sie zog also in das bessere Zimmer, und sonst blieb alles beim alten. Leider auch die Methode der Pensionszahlung, die die beiden Damen seit einiger Zeit angenommen hatten. — Mit der haperte es nämlich schon längst bedenklich. Marie mußte stunden und immer wieder stunden. — Und gestern, am ersten September, hatte Fräulein Stilling keinen Pfennig mehr bezahlt.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Kampf in der Steppe.

Von R. Eggert.

Im Schutze großer, schattiger Schirmlazien, einige hundert Meter abseits der großen Karawanenstraße nach Tabora, macht in der Ugogosteppe gegen Mittag ein berittener Zug der Maschinenabwehr-Abtl. Nr. X kurze Rast, um den durch langen Mitt ermatteten Kavaliereu Erholung zu gönnen. Abgestattet, von ihren schweren Lasten befreit und mit Spannfesseln versehen, weiden die Tiere unter Aufsicht eines Wlari das dürftige, trodene Gras unter den gegen die Tropensonne schußpendenden Bäumen ab. Sattelzeug und Ausrüstung liegen zu sofortigem Ausbruch bereit.

Unter Führung des Leutnants G... ist die Abteilung als fliegende Kolonne schon tagelang unterwegs, um die Engländer dort aufzufinden, wo sie es am wenigsten vermuten, ihnen unter gründlichster Ausnutzung des Moments der Ueberraschung ein Geheiß zu liefern, ebenso schnell, wie gekommen, wieder zu verschwinden, um an anderer Stelle das Gleiche zu versuchen. Die des Landes unkundigen, englischen Hülstruppen können ein Liedchen von diesen fliegenden Maschinenabwehr-Abteilungen singen, die wochenlang Steppe und Urwälder durchkreuzen, keine Mühe und Entbehrung kennen, Hunger und vor allem Durst willig ertragen, nur mit dem einen Ziel vor Augen, den Feind zu treffen und zu schlagen. Aus eigenen Söhnen des Landes rekrutiert, vorzüglich

mäßig gebildet, mit natürlichem Verstand und äußerst scharfen Sinnen ausgerüstet, an Entschlossenheit und Strapazen von Jugend auf gewöhnt, genügsam und in unsern Führern blind ergeben, gehören die Askari der Schutztruppe zu den vorzüglichsten Soldaten. Und wieder die besten unter ihnen zählen zu den Maschinengewehr-Abteilungen, sie würden den Teufel aus der Hölle holen, wenn es möglich wäre.

Vorausgeschickt, eingeborene Späher besorgen die Nachrichten über die Bewegung des Feindes mit stammspezifischer Schnelligkeit.

Die Tiere liegen im Pannschatten, alle Tiere behaglich von sich gestreckt, auch die Askari haben Schlaf vor der Sonnenhitze gesucht und ruhen; nichts lört die einsame Ruhe der Steppe. Mit dem ältesten Unteroffizier, Schamisch Samih, bespricht Leutnant G... die Unternehmungen der nächsten Tage. „Ich glaube nicht, daß Omari heute noch mit Nachrichten eintrifft!“ sagt höflich Leutnant G... „Es ist wohl möglich, Omari labwa!“ (großer Herr) antwortet Samih, „jedenfalls hat er seit versprochen, heute zurück zu sein, andernfalls müssen wir ihn ja auf unserm Weitermarsch spätestens in der Nacht treffen!“ „Es ist gut, Samih, gehe jetzt auch ruhen, laß die Abtheilung um 1/48 fertig machen.“ Samih revidiert noch einmal die Posten und geht dann langsam auf dem schmalen Steppenpfade vorwärts. In Gedanken versunken äußert er im Selbstgespräch: „Ich kenne doch meinen Weg (Weg)“, er muß heute hier sein, wenn er nicht selbst in der Klemme sitzt.“ Von einem Terrainhöhlchen gewahrt er weit in der Steppe einen kleinen, schwarzen Punkt, welcher eilends näher kommt, und schon halb erkennt er seinen lang erwarteten Bruder Omari. Im Geschwindschritt geht es jetzt ins Lager. Den Speer in der nervigen Faust, haubbedeckt, und in zerrissene Lappen gekleidet, erzählt Omari dem gespannt horchenden Führer in seiner sangreichen Muttertrache folgendes: Als ich von ... ausbrach, kam ich nach tagelangem, heißem Marsch in die Nähe der englischen Safari (Karawane). Ich mischte mich unter die zu Trägern eingefangenen Landsleute und stellte mich als Stammesgenosse vor und erhielt eine Last Patronen zu tragen. Am andern Tage melbete ich mich als Führer und gab an, die Gegend, aus welcher ich zu Hause sei, genau zu kennen. Zwei Tage führte ich die Feinde dir entgegen, dann verstaubte ich mir den Fuß und wurde krank, es gelang mir, den unerfahrenen, enolischen Führer zu täuschen. Endlich überließ man mich, als faherlosenden Mann, in einem Dorfe meinem Schicksal. Kaum war der Schwanz der Karawane verschwunden, war ich auch schon wieder gesund, und auf Umwegen eilte ich dir, Herr, entgegen. Möge Allah diese Sünde verzeihen, wenn du heute bei Sonnenuntergang abreistest, haben wir sie morgen früh in der Halle am Plateaurand. Inshalla. (So Gott will).

Die Sonne rüstet sich zum Untergang. Mann hinter Mann traben zehn Reiter und sechs Packtiere mit zwei Maschinengewehren, Schlitzen und Munition lautlos auf dem schmalen Wege zum Plateau. An der Spitze Leutnant G... mit dem Führer Omari, mit kurzem Abstand folgend Samih und die Askari mit den Packtieren. Die kurze Dämmerung macht bald völliger Dunkelheit Platz. Die Abtheilung schließt von selbst wortlos auf, unentwegt und sicher folgt alles dem Führer Omari. Ihren eigenen Instinkt überlassen, kennen die Tiere die Gefahren der Steppe bei Nacht ganz genau und bleiben von selbst beisammen. Hyänen wittern die Tiere und lassen ihr schauerliches Bellen, einem warnungsvollen Lachen ähnlich, erklingen, auch der König der Tiere ist in weiter Ferne zu vernehmen. Am Morgenrunden erreichen die Reiter das Ende der Steppe, ja, hell und verklärt liegt der Plateaurand des ostafrikanischen Grabens vor ihnen. Nach ganz kurzer Rast beginnt auf schmalen engen Saumpfaden der Aufstieg, und als der Sonnenball sich über den Stepperrand erhebt, bezeichnet Omari den Platz, wo die Maschinengewehre in Stellung gebracht werden können. In Eile werden die Tiere abgefaltet, von ihren Lasten befreit und nach rückwärts außer Sicht gebracht. Weit schweift der Blick aus überhöhter Stellung über die in der wärmenden Morgensonne still daliegende Steppe. Mit furchterlichem Grinsen deutet Omari auf einen schmalen, grauen Streifen, den Weg, welcher unten unregelmäßig zwischen Gebüsch verlaufend sich hindurchwindet. „In einer Stunde wird die englische Karawane diesen Weg entlang kommen, und das Strafgericht für unsere verbrannten Dörfer über sie hereinbrechen. Tod diesen Vulturen“, Inshalla“ (So Gott will). Sorgfältig, neben einem wildförmig überhängenden Felsen wird die Stellung ausgesucht, werden die Maschinengewehre fertig gemacht und Munition bereit gelegt.

Sorglos, nichts ahnend, erscheint die Spitze der englischen Marschkolonne. In geringem Abstand folgend und wohlgeordnet im Säulenmarsch Mann hinter Mann, marschieren abwechselnd mit Askari, Träger, Maultieren, mit Maschinengewehren und Gebirgskanonen und der ganze Trupp von Weibern. Im vorderen Drittel, auf einem schneeweißen Mastafel, reitet der Führer...

Gespannt, jedes Winkes gewärtig, liegen die Richtschützen hinter den Zielfernrohren, in heißer Erwartung umklammern die Hände die Handhaben der Gewehre, ihre Falkenaugen verfolgen jede Bewegung des Feindes in der Steppe.

Jetzt... ein kurzer, leiser Befehl an Schamisch Samih, den Führer des rechten Gewehres: „Du nimmst den Mastafel, dann die Tragtiere, ein halber Curt Punktfeuer wird geübt.“

Nun noch einen Augenblick gespanntester Erwartung, die Mänteln streichen die Kolonne ab.

Da... leise, aber messerscharf und schneidend ertönt der Befehl: „Büch 800 — Achtung — Breitenfeuer, Dauerfeuer. Wild hammers die Maschinen-Gewehre, ein Guet nach dem andern verschwindet unter geschäftiger Führung im Gewehr. — Glühend heiß werden die Läufe, — das Kühlwasser kocht, — stehend entweicht der Dampf dem Wassermantel, aber unentwegt, ohne Unterbrechung legen die Geschosse wie ein wiederkehrender Sturmwind in die Reihen englischer und indischer Soldaten. —

Im Nu haben die Träger sich der Lasten entledigt und stehen regellos unter furchterlichem Geschrei in die Steppe. Der Führer ist gefallen. Ratlos mit fixen Augen laufen Askari und Jüder durcheinander. Einige schreien sich den fliehenden Trägern an, andere versuchen sich zu formieren und Widerstand zu leisten. — Ein kopfloses Durcheinander herrscht und alle Ordnung ist verloren gegangen. — Inzwischen hämmern unbarbarisch und hart die Maschinen-Gewehre weiter in das Chaos vor Angst fliehender Menschen, wimmender und schreiender Verwundeter. Aus der letzte Zusammenhang geht verloren, den letzten Versuch Widerstand zu leisten bricht der unsichtbare Gegner. Bald sind die wenigen, die das gütige Geschick verschonte, unter Zurücklassung der Verwundeten, die nun eine Beute der Hyänen, Löwen und Kacger werden, auf die Rettung ihres eigenen Lebens bedacht, um vielleicht wenige Augenblicke später in die Hände herumstreichender, grausamer Eingeborenen zu fallen.

Das letzte Geschoss hat den glühend heißen Lauf verlassen. Die Vernichtung ist vollständig. El handu lilah! (Gott sei Dank!)

### Die Zehntsteuer.

Ein Beispiel staatlicher Lebensmittelversorgung in Deutschland aus früheren Zeiten.

Nast überall in unseren heimatischen Gauen, besonders auch in den Rhein- und Maingegenden haben sich alte Gebäude erhalten, an welchen noch heute der Name „Zehnthäuser“ oder „Zehnthof“ haftet. Es sind meist große Gehöfte mit Scheuern und Stallungen, auf ehemaligem herrschaftlichem Grund und Boden erbaut, welche ursprünglich dazu bestimmt waren, den „Zehnten“, die Naturalabgaben der Untertanen an die Obrigkeit, aufzunehmen und zu verwahren. Denn es ist noch gar nicht so lange her, daß die ländlichen Gemeinden ihre Steuern größtenteils nicht in Geld erlegten, sondern nach altem, deutschem Gebrauch vom Ertrage ihrer Felder und Fluren den zehnten Teil (daher der Name „Der Zehnte“) an den vom Landesherren eingesetzten Vogt in die dazu bestimmten Sammelstellen abliefern mußten. Die Naturalwirtschaft hat ja überhaupt auf dem platten Lande viel länger, als man gemeinlich annimmt, in Deutschland noch vorgeherrscht, selbst zu einer Zeit, als die Städte und ihre Bewohner schon längst zur reinen Geldwirtschaft übergegangen waren. Wie weit dieses Steuerwesen ausgebaut war, lehrt uns ein Verdictum (Vorrecht) des 13. Jahrhunderts. Es heißt da: „Zehnten soll man geben jedes Jahr von der Frucht auf dem Felde und dem geborenen Vieh im Stalle, was und welcherlei das sei, und von verdientem Lohn und aller rechter Gewinnung. In der Frucht auf dem Felde gebort alles, was aus Bäumen oder Erden wächst, es sei Gras oder Korn, Holz, das man vom Stamme haut, oder welcherlei ander Ding das auch sein mag.“

Auf solche Weise häuften sich in den Zehnthäusern des Landesherren große Vorräte von Naturalien aller Art an, in unseren Gegenden vor allem Korn und Wein; daneben wurden in den herrschaftlichen Wäldern mit den angefallenen Fellen eine ausgebeute Schweinehaut getrieben. Es war natürlich ausgeschlossen, daß die Behörden alle diese Vorräte im Laufe des Jahres selbst verzehrten, wenn auch die Beamten und Parrer einen Teil ihres Gehalts regelmäßig in Naturalien entgegennehmen mußten. Auch war es oft schwierig, wenn nicht gerade in einer benachbarten Stadt ein größerer Markt zur Verfügung stand, die Erträge des Zehnten in Geld umzusetzen. Die Verkehrsverhältnisse waren ja noch äußerst düstlich und unsicher. Immerhin machte sich das Bestreben mehr und mehr geltend, den Ueberfluß durch Verkauf zu verwerten und die Bedürfnisse des Handels und der Stadtbewölkerung damit zu befriedigen. Aber es verblieb in den staatlichen Magazinen immer noch ein ziemlicher Bestand als Reserve. Diese Reserven zu erhalten, war aber damals nötig für die regelmäßig wiederkehrenden Zeiten von Krieg und Hunger und Not.

Es ist unserm Gedächtnis völlig aus dem Bewußtsein geschwunden, wie oft früher Deutschland oder einzelne Teile des Reichs von Hungersnöten heimgesucht worden sind und welche ersten Sinn das Gebet „Unser täglich Brot gib uns heute“ für unsere Vorfahren gehabt hat. Kam es doch sogar vor, daß Nord- und Ost-Deutschland bitteren Mangel an Lebensmitteln litten, während im Süden und Westen Ueberfluß herrschte. Denn es bestand ja keinerlei Möglichkeit, die dort vorhandenen Vorräte in genügender Menge nach den bedrohten Gebieten zu schaffen, da alle Verkehrsmittel zu solchem Massentransport fehlten! Für solche Zeiten mußten die Behörden in den einzelnen Staaten vorsorgen. Nach dem vorliegenden Berichte haben dann die in den Zehnthäusern lagernden Getreidemengen dazu gedient, die Not zu lindern, so bildend nach vorher die jährlichen Abgaben für die Landbewohner

gewesen waren. Man nahm die Verteilung in der Weise vor, daß dem Bedürftigen das Getreide oder Mehl zu einem von den Behörden festgesetzten Höchstpreis abgegeben wurde. In den Städten vertrieb man Brotmarken, gegen welche die Verbrauchsberechtigten bei den Bäckern ihr bestimmtes Quantum erhielten. Die ältesten Brotmarken sind uns aus den Hungerjahren 1539—1540, die damals, aus Kupfer geprägt, von der Stadt Nürnberg ausgegeben wurden, bekannt. Nur war diese Art obrigkeitlicher Fürsorge meist sehr mangelhaft, denn für längere Zeiten der Not reichten die Vorräte fast niemals aus. Die Macht des Staats war nicht imstande, der frevelhaften Gewinnucht entgegenzutreten, die aus dem Steigen der Preise Vorteil zu ziehen suchte und die notwendigsten Lebensmittel zurückhielt; wie heute hat schon damals dieses weitverbreitete Uebel eine traurige Rolle in der Geschichte der Ernährungsschwierigkeiten gespielt. In den Berichten über diese Meinungen, auf dem Schaustücken, welche zur Erinnerung an dieselben entstanden, seien wir wiederholt den Spruch „Der Korn enthält, dem Studien die Leute, aber Segen kommt über den, der es hergibt.“ Eine große Erschwerung war es auch, daß in Deutschland keine einheitliche Regelung durch die Reichsgewalt möglich war und jeder Staat in volkswirtschaftlichen Dingen tun und lassen konnte, was er wollte. Das hat noch bei den letzten großen Missernten der Jahre 1816—17 und 1847 zu schweren Reibungen und Verwahrung der Leiden in einzelnen Gebieten geführt.

Nach heute stehen wir durch den stückbeladenen Hungerskrieg unserer Gegner vor erheblichen Schwierigkeiten in unserer Ernährung. Wir können denselben aber mit ganz anderen Mitteln entgegenreten als die Deutschen früherer Jahrhunderte. Heute vermag das Reich die Vorräte in den einzelnen Gegenden festzustellen und gegeneinander auszugleichen. Dem Transporte auch großer Mengen stehen keine unüberwindlichen Hindernisse mehr im Wege und durch strenge Rationierung kann eine zwar knappe, aber immerhin ausreichende Ernährung gesichert werden. Freilich, die Regierung allein kann der Lage nicht Herr werden, sie bedarf dazu der Mithilfe eines jeden einzelnen, der Einsicht und des guten Willens, zumal auch der Landbevölkerung. Jeder muß hier mit seinen Volksgenossen teilen und ertragen, denn wir wären alle verloren, wenn die Eigenliebe des einen Teiles es unmöglich machte, den andern Teil des Volkes zu ernähren. Schlimmere Zeiten als die heutigen haben unsere Vorfahren durchgemacht und überstanden, obwohl sie noch nicht als vollberechtigte Bürger am Staate teil hatten, sondern oft in harter Feen umgibteten Herren dienen mußten. Wenn wir uns heute Entbehrungen auferlegen, so wissen wir wofür, es gilt das Heiligste zu retten, das uns alle umschließt und schützt, unser geliebtes, deutsches Vaterland! J. C.

### Vermischtes.

\* Der automatische Soldat in Amerika. Um die Kriegsmacht des amerikanischen Heeres wirksam zu ergänzen, melden sich seit einiger Zeit die Erfinder nachdrücklich zu Worte. Unter den neuen phantastischen Vorschlägen, die die neue Situation gezeitigt hat, verdient jedenfalls die Entdeckung des automatischen Soldaten, die in einer Zeitschrift im fernem Westen ernsthaft erörtert wird, besondere Beachtung. Der von Bern Pieper aus dem Staate Illinois erfundene Automat, der den stolzen Titel „King Grey“ trägt, ist ein Stahltrieb in Menschengestalt von 3 Meter Länge und mit einem Gewicht von 300 Kilogramm. Das nur ein Drittel so große Modell aus Holz und Metall kann schwere Lasten tragen und sich wie ein Mensch bewegen. Der innere Mechanismus, der sehr einfach zu sein scheint, besteht aus zwei Motoren von 40 PS. und einem Hilfsmotor von 2 PS., „der das elektrische Nervensystem treibt“, wie der Erfinder es nennt. Bern Pieper glaubt, daß eine größere Anzahl solcher Stahlrieten ohne jede Schwierigkeit die Stachelkraft Hindernisse durchbrechen, über die Schützengräben schreiten und die Belagerung niedermähen würde. Bern Pieper scheint freilich dabei die feindliche Artillerie nicht mit in Rechnung gezogen zu haben, und das ist immerhin ein nicht ganz unbedenklicher kleiner Mangel.

\* Das Grammophon als Militärkapelle. Der englische Mannschafsmangel zeigt sich auch darin, daß die englischen Militärkapellen, selbst in der Heimat, eingezogen worden sind — man braucht alle Leute bei der Waffe. Die englischen Truppen wissen sich aber zu helfen, und wenn englische Soldaten in geschlossener Truppe durch London marschieren, erklingt doch die übliche Militärmusik. Sie „marschieren“ der Truppe voraus: es ist ein einzelner Kaskinmann, der ein Grammophon auf dem Rücken trägt. Ein schwedisches Blatt, das dies mitteilt, belegt seine Angabe durch eine photographische Aufnahme.

\* Wie die Bäcker in Präfektur sich Kohlen verschaffen. In Kristiansund befindet sich ein Bäcker, der den dortigen englischen Konsul zu seinen Kunden zählt. Eines schönen Tages, so erzählt das „Svenska Dagblad“, war sein Kohlenvorrat gänzlich erschöpft, und er wandte sich an den Konsul mit der Bitte, ihm gnädig zu gestatten, seinen Kohlenbedarf zu decken. Der Konsul lehnte jedoch diesen berechtigten Wunsch ab. Da fand nun der Bäcker und sah sich vor der Notwendigkeit, sein Geschäft zu schließen. Bald darauf fand eine Veranlassung sämt-

licher städtischer Bäcker statt, und da erwies es sich, daß kein einziger von ihnen die Brotlieferung für das englische Konsulat übernehmen wollte. Und man beschloß, dem britischen Konsul mitzuteilen, daß — falls der Konsul den Bäckern keine Kohlen verschaffen könnte, sie dem Konsul auch kein Brot liefern könnten. Und siehe da — unmittelbar darauf wurde der Kohlenmangel der Bäcker behoben.

\* Ein See mit giftigem Wasser. Es ist jedenfalls eine wohl einzig dastehende Merkwürdigkeit, daß in den oberen Schichten des Wassers eines Sees ganz vergnügt alle möglichen Fische leben, während in der Tiefe kein pflanzliches oder tierisches Lebewesen existieren kann. Das ist im Atom-See in Val Biota des Kantons Tessin der Fall. Von 12 Meter unter der Oberfläche an ist das Wasser so stark mit Schwefelwasserstoff durchsetzt, daß der Aufenthalt für alle Organismen dort unmöglich ist. Selbst in größter Verdünnung hat sich das aus der Tiefe entnommene Wasser schon nach kurzer Einwirkung für Fische als tödlich erwiesen. Nach einer Mitteilung der Fischerei-Zeitung ist die Hydrologische Kommission der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft mit der Untersuchung der Herkunft des giftigen Gasgehaltes beschäftigt. Die Wasserkrast dieses Sees ist als Kraftquelle für die Gotthardbahn in Aussicht genommen.

\* Der Auktions-Sänger. Daß bei öffentlichen Versteigerungen die kostlose Verabreichung von Getränken und gelegten Brötchen die Geschäftstimmung hebt, ist bereits eine alte Weisheit. Auf eine neue Idee aber kam ein englisches Kunstversteigerungshaus, das die folgende Anzeige veröffentlicht: „Gesucht wird für dauernde Anstellung ein sentimentaler Sänger, der sich bei Versteigerungen durch seine Kunst nützlich macht! . . .“

### Büchertisch.

— Velhagen & Klasing's Monatshefte geben soeben ihr Aprilheft heraus. Es ist wieder frisch und dabei abwechslungsreich und gefaltvoll. Ueberraschend schön ist diesmal der Bilderzettel. Zwei Aufsätze sind gleich lesen, weil sie überaus zeitgemäß sind: wie Fritz Bley den neutralen Herrn Wilson schildert und Klaus von Rhodens mantere Pleaderie über die großen Schwinder, die die Dummheit und Flehlerie ihrer Zeitgenossen auszunutzen verstanden. Ebenfalls ganz zeitgemäß sind Otto Hofes Arbeit über „Die Schweiz im Weltkriege“ und das schonmögliche Gedicht Rudolf Herzogs auf Graf Jeyffels Heimfahrt. In den Krieg gemahnen eine Reihe von bunten Bildern Karl Jellers, die den Schauspiel der Kämpfe zwischen Waas und Mosel schildern. In die Kunstfreunde wendet sich der mit farbenfrohen Bildern geschmückte Aufsatz über Karl Ludwig Jansen, einem Heimatmaler aus dem Friesland, dessen kräftige Bilder sich dem Gedächtnis unvergeßlich einprägen. Literaturräume werden dagegen Karl Steders Betrachtungen über die in den Berliner Theatern im letzten Winter aufgeführten Theaterstücke und Dr. Pfeifers Würdigung des vor hundert Jahren verstorbenen Freiheitskämpfers Max von Scheubendorf mit Interesse verfolgt. Ganz besonders glänzend sind in dem vorliegenden Aprilheft von Velhagen & Klasing's Monatsheften die erzählende Beiträge.

— Der Türmer (Kriegsausgabe) Herausgeber: J. E. Fehr. v. Grotthuß Vierteljährlich (6 Hefen) 5 Mark, Einzelheft 90 Pf. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Aus dem Inhalt des zweiten Aprilheftes: Drei Botenfahrten und verschiedene Gedanken. Von J. E. Fehr. v. Grotthuß. — Die schwedische Margret. Eine Kriegs- und Verengeschichte aus Nordschlesien. Von Erich Schlaifer. (Fortsetzung.) — Miamiand frei! Von Oberpfarrer H. Schwaiber. — Siegesfrühling. Von Inge Starke. — Vertrauliches und Erbliches aus Michaels Waschlische. Von J. E. Fehr. v. Grotthuß. — Gedicht von America. — Friedrich List, Deutschlands Retter. Von Dr. Georg Viedensapf. — Monroedoktrin und Weltpolitik. Von Otto Corbach. — Die Blumen. — Seit wann verriet uns Italien? Von Dr. Julius Schoenthal. — Wie lange noch? Von Walter Jäger. — Höchstpreis für Bilder. Von P. St. — Meister der Malerkunst aus der vorläufigen Zeit. Von H. Dehlering. — Albert König und Ferdinand Steiniger. Von P. St. — Türmers Tagebuch. Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeiträge. — Notenbeilage.

— August Strindberg-Quarantäne Nr. 16 der Weltliteratur. Mit einer Karikatur August Strindbergs von Olof Gullbransson. Preis der Nummer 10 Pf. Enthält in jeder Buchhandlung. Verlag der Weltliteratur, München 2, Färbergraben 24.

### Abstrichrätzel.

Verstand, Acht, März, Haltarn, Ur, Bora, Note, Kram, Siegel

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen Derart, daß die andere Hälfte aus nebeneinanderliegende den Buchstaben besteht. Die nicht gestrichelten Hälften müssen im Zusammenhang eine tieferische Maßnahme nehmen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Bilderrätzels in voriger Nummer:  
Wir und unsre Bundesbrüder ringen alle Feinde nieder.